

Katalin Teller

„Den Stein steinern machen“

Remotivierung und Visualisierung des Wortes um 1900

Thesen

der Dissertation

eingereicht am Institut für Germanistik, Lehrstuhl für deutschsprachige
Literaturen

(ELTE BTK, Irodalomtudományi Doktori Iskola, Germanisztikai Oktatási
Program)

Themaleiterin: Dr. Magdolna Orosz

Budapest

2007

1. Zentrale Fragestellung

„Am nächsten Morgen stand Ulrich mit dem linken Fuß auf und fischte mit dem rechten unentschlossen nach dem Morgenpantoffel.“ Derartige Umkehrungen von phraseologischen Einheiten, Redewendungen und Sprichwörtern häufen sich in Robert Musils *Mann ohne Eigenschaften*. Die Konkretisierung oder Remotivierung bestimmter Redewendungen tritt aber auch als ein bestimmtes, den in sich geschlossenen Text organisierendes Element in einem Kapitel der *Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge* Rainer Maria Rilkes bzw. in der Erzählung Franz Kafkas *In der Strafkolonie* auf. Dabei springt die ganz besondere Eigenart vieler solcher spielerischen Wortverwendungen ins Auge – nämlich dass sich das Spiel vor allem auf den Körper thematisierende Metaphern oder Redewendungen, d. h. Somatismen bezieht. Dies bedingt zugleich einen Mechanismus, der die Performativität solchen Sprechens nach sich zieht. Die Arbeit versuchte der Frage nachzugehen, wie und warum das Wortspiel im weitesten Sinne in Texten, die sich keineswegs als experimentelle oder avantgardistische qualifiziert haben, in dieser Weise in den Vordergrund tritt. Die Analyse betraf freilich bloß einen Teilaspekt der besprochenen Werke, strebte daher nicht die Aufstellung eines theoretischen Erklärungsmodells an, sondern hob vielmehr ein bestimmtes textstrukturierendes Prinzip hervor. Diese Vorgehensweise ließ nämlich zu, sich einem Phänomen, das bis heute sowohl in der literarischen als auch in der Alltagssprache eine bewusste oder unbewusste Verwendung findet, in seinem Kontext und mit angrenzenden Fragen zu nähern.

Indem die Umkehrung (in all ihren verschiedenen Erscheinungsformen) als Versuch aufgefasst wird, auf die „Wurzeln“ des Wortes zurückzugreifen, um dadurch die motivierte Verknüpfung zwischen Bezeichnetem und Bezeichnendem hervorzukehren, eröffnet dieses Verfahren einen Blick in breite Problemfelder. Zunächst kann die viel umstrittene Frage des Sprachursprungs wieder in den Mittelpunkt der Auseinandersetzungen rücken, und somit auch jene nach dem „Wesen“, der Organizität vs. Unorganizität bzw. der Metaphorizität der Sprache und der Spracherzeugung. Das Verfahren der Umkehrung kann ebenfalls die Richtigkeit der althergebrachten und strikten Abgrenzung der poetischen (primären, ursprünglichen, lebendigen) vs. prosaischen (sekundären, abgeleiteten, erstarrten) Sprache bzw. die Differenzierung bildliches vs. nicht-bildliches Sprechen in Zweifel ziehen. Durch eine eigentümliche Aktivierung des Etymons wird ein ikonischer Vorgang ins Leben gerufen, der indessen eine Art „Minigeschichte“ des Wortes zu veranschaulichen sucht. Angesichts des durch das Umkehrungsverfahren ansetzenden Prozesses, in dem die strikt gebundenen, semantisch und syntagmatisch nur begrenzt abwandelbaren sprachlichen Einheiten einer Neubildung unterzogen werden, kann dementsprechend die – besonders in unseren

Tagen an Aktualität gewonnene – Frage nach der Bildlichkeit, nach ihrer Performativität, der medialen Vermittlung von Inhalten gestellt werden.

2. Gliederung

(1) Um den denkgeschichtlichen Kontext der zu untersuchenden Texte aufzuspüren, wurden zunächst die um die Jahrhundertwende das Denken über die Sprache bestimmenden Auseinandersetzungen erörtert, allerdings sehr stark auf diejenigen Schwerpunkte gerichtet, die hinsichtlich der Analyse als relevant erschienen. Demnach wurde zunächst das mehrfach reflektierte Verhältnis zwischen Wahrnehmung, Denken und Begriffsbildung bzw. die neu thematisierte Polemik um den Ursprung und die Metaphorizität der Sprache angesprochen. Die spezifische Stellung der Dichtung, und breiter gefasst, der poetischen Sprache in den sprachkritischen und sprachreflexiven Konzeptionen wurde in diesem Zusammenhang erörtert, um dann der Frage nach der Motiviertheit und der Remotivierung des Wortes nachgehen zu können. Dies erfolgte aufgrund ausgewählter, teilweise eine Schlüsselposition einnehmender theoretischer Arbeiten der Zeit, wobei nicht nur Ernst Machs einflussreiche Erkenntnistheorie, Nietzsches Metaphernbegriff und Fritz Mauthners sprachkritisches Werk in die Diskussion miteinbezogen wurden. Es erwies sich nämlich im Laufe der Ausarbeitung und der Textanalyse als äußerst fruchtbar, Überlegungen zum Status und Wesen des Wortes und deren Ergebnisse in Aleksandr Potebnjas Sprachkonzeption, in den frühen theoretischen Arbeiten von Viktor Šklovskij bzw. in den programmatischen Aufsätzen von Andrej Belyj und Velimir Hlebnikov anzustellen. Der auch im russischen philosophischen und literaturkritischen Denken nachvollziehbare Einfluss Nietzsches und Machs setzte sich nämlich auch in jener Theorie des poetischen Wortes durch, die gerade dem ausschlaggebenden Verhältnis zwischen Sprache und dem wahrnehmenden und spracherzeugenden Körper einen besonderen Stellenwert einräumte und die in der Nachfolge der formalistischen Literaturkritik bis in die heutigen, nicht nur russischsprachigen theoretischen Auseinandersetzungen Eingang gefunden hat.

(2) Der zweite Teil der Arbeit widmete sich der Analyse ausgewählter Prosatexte von Rilke, Kafka und Musil. Dabei wurde versucht, die unterschiedlichen Ausgestaltungen des Remotivierungsverfahrens anhand des in der linguistischen Forschung bereits etablierten Begriffsinstrumentariums, bzw. mit Hinsicht auf die von Šklovskij, Belyj und Hlebnikov herausgearbeiteten Konzepte zu skizzieren. Es handelte sich in diesem Abschnitt nicht nur darum, differente Techniken des Verfahrens aufzudecken, sondern auch um die Variabilität seiner Funktionsweise, die in den Texten jeweils einer unterschiedlichen Narrato-Logik gehorchen, zu beschreiben.

(3) Anhand der Ergebnisse der beiden vorangehenden Kapitel wurde schließlich versucht, unter dem Stichwort *Körperlich-Werden des Wortes* zusammenfassend aufzuzeigen, wie sich theoretische Positionen und die textuellen Konkretisationen zu- und gegeneinander verhalten. Dabei wurde wiederum auf den Fragenkomplex des körperlichen Ursprungs der Sprache, der Wahrnehmung, Ikonizität und (Un-)Mittelbarkeit/Mimesis zurückgegriffen, der die weitgreifende Erkenntnisproblematik näher zu erleuchten vermochte. Daran geknüpft stellte sich die Frage nach den Prozessen der Verbildlichung und Verkörperung des Wortes im Text, die in diesem Fall zunächst einen grundsätzlich negativen Vorgang voraussetzen, nämlich die Auflösung der Sinnzusammenhänge der Worte und die Aufhebung der Idee eines soliden wahrnehmenden Körpers. Dass dieser Prozess trotzdem nicht zum Zerfall des Textes selber führt, wurde im letzten Abschnitt im Rahmen der Mimesis- und Performativitätsthese erörtert.

Es handelte sich also weniger um eine monographisch konzipierte Auslegung einer Problemstellung, sondern vielmehr um den Versuch, in mehreren Anläufen die Frage des Wortspiels und seiner Implikationen in Hauptaspekten zu umkreisen. Diese Kreisbewegung, die sich zunächst von einem mittleren Kreis (d. h. dem sprachkritischen und -theoretischen Diskurs der Jahrhundertwende) in den innersten Bereich (zu den literarischen Texten selber) verlagerte, lief in ihrer dritten Phase auf eine gewollt breite Bahn aus, die anhand einer Reihe von benachbarten philosophischen und literaturwissenschaftlichen Erörterungen eine tiefere, aber auch offenere Einsicht in die Funktionsweise der (nicht nur) sprachlichen Remotivierung zu bieten vermochte. Es erfolgte also eine Ausweitung des Blickwinkels, jedoch mit der Einschränkung, in der Forschungsliteratur bereits stark konturierte Theorieansätze – etwa den (körper)diskurstheoretischen von Michel Foucault, den grammatologischen von Jacques Derrida oder den philosophisch-metaphorologischen und begriffsgeschichtlichen von Hans Blumenberg und vor allem den wahrnehmungsphänomenologischen von Edmund Husserl oder von Maurice Merleau-Ponty – umzugehen, um damit auf eher periphere Erörterungen des Themas konzentrieren zu können.

3. Methode

Die Arbeit verfolgte dementsprechend das Ziel, ein – heute in veränderten kulturellen Bedingungen wohl eklatanter hervortretendes – Phänomen darzustellen und es mit Hinweisen auf die zeitgenössische Theoriebildung zu erörtern. Auch die Tatsache, dass meines Wissens kein konsistentes literaturwissenschaftliches Erklärungsmodell zum besagten Verfahren vorliegt, sondern lediglich ein viel umstrittenes linguistisches Instrumentarium zur Analyse der Remotivierung zur Verfügung steht, trug dazu bei, dass die Arbeit methodologisch auf eine Art *close reading* sowohl der theoretischen oder theorieähnlichen wie auch der literarischen

Texte angewiesen war. Dabei wurde jedoch einer Methode gefolgt, die sich gewissermaßen von dem durch die erste Generation der *New Critics* geprägten Lektürevorschlag absetzte, indem nicht mehr die von dieser literaturwissenschaftlichen Ausrichtung propagierte, äußerst strikte, textimmanente und isolierende Lesart praktiziert wurde, sondern – wo dies relevant erschien – auch auf neuere bzw. heutige literaturwissenschaftliche Ansätze Bezug genommen wurde, ohne jedoch die Untersuchung diesen unterzuordnen. Der leitende Gedanke blieb nämlich dabei, dass sich besonders um die Jahrhundertwende Theorie und literarische Praxis zeitgleich, aufeinander einwirkend, einander ergänzend, jedoch oft ohne unmittelbare und nachweisbare Beeinflussung entwickelt haben. Aus diesen Überlegungen folgte, dass sich die Textanalysen selber einerseits auf die vorhin erörterten theoretischen Ansätze stützten, andererseits im Feld einer möglichst unabhängig gehaltenen Untersuchung vollzogen wurden. Das Fehlen eines übergeordneten und präzisen theoretisch-methodologischen Ansatzes barg freilich die Gefahr in sich, dass die Arbeit letztendlich zu einem zu verwerfenden *patchwork* wird bzw. angesichts der modernen Theoriebildung als „unzeitgemäß“, gar als banal verurteilt werden kann. Um dieser Gefahr vorzubeugen, wurde ständig die zentrale Fragestellung im Auge behalten, nämlich wie sich das Remotivierungsverfahren auf die Wahrnehmung bzw. auf ihre somatische Komponente und auf die Konstitution eines literarischen Textes im Allgemeinen auswirkt.

Um die Auslegungen jedoch weder im Umfang noch im Inhalt ausufern zu lassen, mussten zwangsweise Einschränkungen vorgenommen werden. Diese betrafen einerseits die miteinbezogene Sekundärliteratur, wie auch den Textkorpus der Analyse. Allein die Literatur zu Nietzsche oder Kafka hätte die Grenzen der Arbeit gesprengt. Demnach dominierte besonders im ersten Kapitel die oben bereits erwähnte Vorgehensweise des *close reading*, und Verweise auf die Fachliteratur wurden sehr gezielt, nur die relevanten Punkte hervorhebend vorgenommen. Im dritten Kapitel jedoch wurden auch Ansätze reflektiert, die es erlaubten, das Remotivierungsverfahren in einen breiteren Kontext der Metaphern- und Performanztheorie oder des Körperdiskurses auszulegen.

Die Zusammenschau von Autoren und Texten, die etwas eigenwillig durch die im Titel markierten drei Eckpunkten definiert und zusammengezogen wurden, konnte daher jenseits des Postulats von direkten Einflussmechanismen eine spektrale Einsicht in die angesprochene Problematik bieten: Wird nämlich der westeuropäische (vor allem deutsch- aber auch französischsprachig geprägte) sprachkritische Gedankengut mit der Frage der Leiblichkeit und der Wahrnehmung entlang einer textnahen und bewusst inhaltlich orientierten Lektüre konfrontiert bzw. dadurch spezifiziert, wie dieser in poetologisch-programmatischen Entwürfen seinen Niederschlag findet, so kann das Heranziehen des einschlägigen

russischsprachigen Diskurses den Umstand akzentuieren, dass sich die Komplexität von Phänomenen stets den Setzungen von Transfer- und Rezeptionsmechanismen entzieht, aber es trägt auch dem zentralen Thema der Arbeit Rechnung, nämlich dem Kontaminierungsversuch von Leiblichkeit und Textualität, wie er in einem literaturtheoretischen Kontext verortet erscheint.

4. Ergebnisse

(1)

Aus den Ausführungen zum deutschsprachigen sprachtheoretischen Diskurs zeichnete sich eine Auffassung ab, demzufolge die menschliche Erkenntnistätigkeit auf den unzuverlässigen Sinneswahrnehmungen des Subjekts basiert, die ihrerseits die ausschließliche Grundlage der Wort- und Begriffsbildung liefern. Dadurch, dass das sprachbedingte Denken als der singuläre Ort des menschlichen Erkenntnisprozesses angesehen wird, lässt sich die Adäquatheit jeglicher – die Welt zu erfassen suchenden – Aussagen als höchst fragwürdig erkennen. Alle Vorgänge der menschlichen Geistestätigkeit wären damit dem Zwang der „überkommenen“ sprachlichen Begrifflichkeit unterworfen. Allerdings schienen die Lösungsvorschläge zu divergieren: Während Ernst Mach für die produktive Überprüfung der Begriffssprache im Dienste der wissenschaftlichen Erkenntnis plädierte, und Nietzsche bei der Konstatierung der Unnützlichkeits der Sprache im Erkenntnisprozess stehen blieb, führte Mauthner seine Interpretation ins Extreme – man müsse die Hoffnung aufgeben, je hinter die Worte und zur Erkenntnis gelangen zu können. Im Lichte dieser Konzeptionen ließen sich zahlreiche Parallelen im Sprachdenken von Aleksandr Potebnja nachweisen: Die anthropomorph-willkürliche Sinnggebung in der Sprache ziehe auch bei ihm einen Prozess nach sich, indem selbst das auf die Welterkenntnis gerichtete Denken als ein durch sprachliche Strukturen vordefiniertes erscheint.

Was die Metaphern- und Dichtungskonzeptionen von Nietzsche, Mach, Mauthner und Potebnja betraf, konnte festgestellt werden, dass während bei Nietzsche, Mach und Potebnja dem Wort in der Kunst und/oder der Dichtung die Rolle zugeschrieben wurde, die vergessene, die ersten und ursprünglichen menschlichen Wahrnehmungen widerspiegelnde Sprachebene wieder zutage treten zu lassen, diese Funktion in Mauthners Auffassung jenseits dieser Wahrnehmungen und bar jedes Erkenntniswertes blieb. Gleichsam als Weiterentwicklung dieser Thesen, die aus den sprachkritischen Setzungen eine Verlängerung in den Bereich der Leiblichkeit und der Remotivierung bzw. der poetologisch-programmatischen Entwürfe leisten, erwiesen sich die poetologischen Überlegungen Belyjs und Hlebnikovs: Ihre Texte zeugten von einer extremen Bewusstwerdung dessen, wie statisch und autoritär die Sprache in der Erkenntnis fungiert, und auf welcher Weise sie diesem doch zuwiderlaufen kann. Sobald nämlich die Worte hinterfragt, Konsonanten und

Vokale mit autonomer Semantik ausgestattet werden, gerät ihr kanonisierter Status ins Schwanken. Somit wird aber auch ihre Natur als Lautmaterial und Zeichenkörper ins Bewusstsein gerufen bzw. der Modus ihrer Perzipierbarkeit durch die Sinne in den Vordergrund gerückt. Dessen Niederschlag findet sich letztlich in der Theorie der *ostranenie* von Šklovskij, deren Leistung jedoch weniger in der Formulierung eines allgemeinen Prinzips liegt, aufgrund dessen die Differenz der dichterischen und der alltäglichen Sprachverwendung bzw. „das Ziel der Kunst“ definiert werden. Die Thematisierung des im literarischen Text vermittelten spezifischen Wahrnehmungsmodus bzw. die Hervorhebung der visuellen und taktilen Perzeption scheinen hingegen eben denjenigen Phänomenen Rechnung zu tragen, die im Kontext des literarischen, künstlerischen und philosophischen Diskurses um und besonders nach 1900 bzw. im Zusammenhang mit dem Remotivierungsverfahren verstärkt zur Geltung kommen. Das Programm des *Neuen Sehens* (der Begriff könnte verallgemeinernd als *Neues Wahrnehmen* ausgedehnt werden) bietet eine übergreifende Zugangsweise nicht nur zu den unterschiedlichsten literarischen Formen, wie dies sich auch in den theoretischen Arbeiten der formalistischen und später bzw. zeitgleich der strukturalistischen Schule niederschlägt, sondern umfasst auch die Analyse verschiedener Kunstgattungen wie Film oder Malerei, die sich nicht ausgesprochen des Mediums Sprache bedienen.

Im Anschluss an diese sprach- und literaturtheoretischen Ausführungen wurden die linguistischen Konzeptualisierungen der Remotivierung auf die Probe gestellt, sie schienen nämlich aus zwei Gründen gewinnbringend zu sein. Selbst der Wortlaut des Begriffes weist auf einen Kontext hin, in dem bis jetzt die Qualität des Wortes und insbesondere die des poetischen Wortes diskutiert wurde: Die Annahme eines motivierten Sprachsprungs setzte sich in den literaturtheoretischen und sprachkritischen Konzeptualisierungen durch, wobei die Funktion des poetischen (und breiter gefasst des künstlerischen) Sprechens in einem Rückgriff auf diese motivierte Wurzel des Wortes, d. h. in der Remotivierung derselben gesehen wurde. Zweitens versprach der Überblick der linguistischen Interpretationen hinsichtlich der ausgewählten Prosatexte einen Ertrag, weil sich der Großteil der sprachwissenschaftlichen Analysen auf Redewendungen und verschiedene phraseologische Einheiten konzentriert und zur Auslegung dieser ein relativ konsistentes Begriffsinstrumentarium anzubieten schien. All solchen linguistischen Analysen war gemeinsam, dass sie das alltagssprachliche Remotivierungsphänomen als ein Instrument der Aufmerksamkeitserregung auslegten (daher die überwiegende Konzentration auf die Werbesprachenanalyse), während der Remotivierung im literarischen Text vor allem die Funktion der Parodierung, Ironisierung oder des grotesken Darstellens zugeschrieben wurde, obwohl das Remotivierungsverfahren – wie auch die nachfolgenden Textanalysen bewiesen – nur teilweise auf eine ironisierte Darstellung zielt: Es handelt sich vielmehr um ein performatives

Aufzeigen des Materialcharakters der Sprache insbesondere auf der phraseologischen, idiomatisierten Sprachebene, aber auch in Bereichen der Phonetik und Morphematik. Die unbestreitbare Präsenz der Remotivierung in der Gegenwartssprache und besonders in der Werbesprache ließ allerdings darauf schließen, dass ein solcher Umgangsmodus mit dem Wort als ein fester Bestandteil in der menschlichen Kommunikation zu betrachten ist. Fasst man somit Metapher im Allgemeinen als eine Figur der Bedeutungsübertragung auf, die durchaus eingeübt werden kann, so lässt sich dieser Übertragungsprozess leicht umkehren. Die rekursive, sekundäre Bewegung erlangt zugleich ihre Relevanz insbesondere dort, wo sie die Mechanismen eines primären metaphorischen Vorgangs transparent werden lässt, der nicht mehr als solcher identifizierbar ist.

(2)

Die Textanalysen, die gleichsam den verifikatorischen Kern der Arbeit sicherten, ergaben folgende Einsichten: Das Kusmitsch-Kapitel in Rilkes *Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge* schien noch am ehesten jenes Verfahren abzubilden, das in den Theorien der poetischen Sprache als körperlich-ganzheitliches Erleben von Semantiken postuliert war. Hier kam außerdem auch die narrative Strukturierung im Sinne der „Minigeschichte des Wortes“ am offensichtlichsten zum Tragen, unterstützt durch die Rilke'sche autoreflexive Poetik und die Poetik der Dinggedichte, während in Kafkas *In der Strafkolonie* eine wesentliche Verschiebung zu beobachten war, indem die „Exekution“ des Phraseologismus nicht mehr am Subjekt, sondern am Objekt vollzogen wurde, und zwar mit einer Note des selbstgenügsamen Automatismus, der vom Apparat als Texterklärungsmuster ausging. Auch konnte hier nicht mehr von eindeutigen narrativen Funktionszuordnungen gesprochen werden, was dementsprechend das Verhältnis zwischen Performativität und Remotivierung wesentlich beeinträchtigte. Die Musil'sche Variante schien wiederum auf der formalen Ebene denjenigen Kriterien voll zu genügen, die in den sprach- und literaturtheoretischen Auslegungen von Belang waren: Die Entfaltung von Metaphern in verschiedensten Formen ging mit dem Anspruch von Wahrnehmungsveränderung einher, wobei den Somatismen eine ausschlaggebende Rolle zukam. Der Wirkungsradius von Remotivierungen erschien hier jedoch stark beschränkt: Erzähltechnisch wurde nämlich das Wortspiel in partikularen Elementen angewandt, d. h. es wurde nicht mehr als narratives Konstruktionsschema eingesetzt. Umso relevanter erschien die essayistisch aufbereitete Problematisierung von sprachtheoretischen Implikationen v. a. im Fall der Romanfigur Moosbrugger, die sich weitgehend mit den Musil'schen Überlegungen zum „anderen Zustand“ in Verbindung bringen ließ.

Dementsprechend ließen sich gewisse Spezifika hinsichtlich der jeweiligen Realisierungen des Verfahrens festmachen:

Bei **Rilke** basiert das konkrete Ausagieren eines ursprünglich bildlichen Wortsinnes zunächst auf einem im (Wort)Zeichen stattfindenden, selbstbezüglichen Vorgang: Das, was als Abstraktum vorhanden zu sein scheint, wird in ein Konkretum transformiert. Es handelt sich dabei um ein analytisches Verfahren, das im Kusmitsch-Kapitel seine Auswirkung primär auf das Erzählte bezeugt: Das Remotivieren der Semantiken fungiert als Vehikel der Handlung. Auf der anderen Seite – aber immer noch auf der thematischen oder *plot*-Ebene – gesellt sich dieser Konstellation der Gedankenkomplex *Leiblichkeit* zu: Das Mani-fest-ieren der Semantik vollzieht sich in einer Art und Weise, die sich des menschlichen Körpers bedient. Konkret werden die Semantiken nur dadurch, dass die Materialität eines Gegenstandes oder aber auch einer Vorstellung (der verziehenden Zeit und der Kreisbewegung des Globus) durch den Körper erfahrbar wird. Hier positioniert sich die visuelle Erfahrung als sekundär im Verhältnis zum Tast- und Hautsinn bzw. in einem geringeren Maße zum Hörsinn: Auch wenn der Remotivierungsprozess das abstrakte Bild in ein konkretes Bild scheinbar zu übersetzen beansprucht, wird hier weniger die Anschaulichkeit, wie sie eine solche transitorische Bewegung erzeugen könnte, in den Vordergrund gerückt, als vielmehr das hervorgekehrt, was am Handgreiflichen, Betastbaren, auf der Haut Empfundene liegt (der Protagonist „spürt“ doch das Verfliegen der Zeit an den Ohren, am Gesicht und an den Händen, wie auch das Konvertieren der Zeit in Geldscheine die Greifbarkeit mit der Hand betont).

Die sich hier profilierende Konstellation lässt sich jedoch nicht allzu leicht auf eine solche eindeutige Formel bringen, und zwar aus drei, sich gegenseitig bedingenden Gründen: (1) Das Bildlich-Visuelle bleibt immerhin im und jenseits des Gebärdenhaften präsent; (2) das Körperlich-Werden von Semantiken kann einer gewissen ironischen Abtönung nicht entbehren und (3) angesichts des Finales darf die Frage gestellt werden, was für ein Stellenwert dem Lösungsvorschlag (das Rezitieren von Gedichten) innerhalb der Rilke'schen Poetik zukommen kann. Gerade diese „Schwachstellen“ mögen sich als diejenigen Störfaktoren erweisen, denen zufolge Rilkes Konzept unweigerlich hintergebar zu werden droht.

Die ganzheitliche Welterkenntnis mag sich in das körperliche Erleben verlagert haben, aber für den letztendlich nur liegenden Kusmitsch beschränken sich die (auch leiblichen) Erfahrungsrahmen ausschließlich auf die Zeit, wie sie durch Puls und Rhythmus wahrgenommen werden kann. Paradoxes entsteht dadurch, dass der Körper als ein die Bewegung der Zeit Erfahrendes fungiert, zugleich aber auf eine Statik angewiesen ist, die gerade das Organisch-Dynamische des Leiblichen aufhebt. In diesem Kontext erscheint denn auch die Funktionalisierung der Kunst als Therapie eher fragwürdig: Der poetische Text wird auf ein Merkmal, nämlich auf seine Rhythmisiertheit/Gereimtheit reduziert, also gewissermaßen ein-sinnig gemacht. Im Zusammenhang mit dem ironischen Unterlaufen des eigenen poetischen Konzepts ließ sich demnach annehmen, dass eine rekursive Bewegung

zum Ursprung der Phänomene und der Bedeutungen sehr wohl eine prominente Position der Körperlichkeit ergibt, diese jedoch als zwitterhaft erscheinen lässt.

Analog zur 49. Aufzeichnung des Malte-Romans ließ sich die Erzählung **Kafkas** *In der Strafkolonie* als narrative und visuelle Umsetzung zweier Phraseologismen auslegen: In ihrem Zentrum steht die Redewendung „etwas auf/an dem eig(en)en Leib(e) erfahren“, die u. a. mit dem Sprichwort „wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein“ und weiteren syntagmatischen Zusammensetzungen ergänzt wird, die zum Greifen bzw. zur Handgreiflichkeit bereitgestellt werden. Im Gegensatz zur Rilke'schen Komposition, entwirft diejenige Kafkas eine doppelt verschobene Inszenierung, indem sich eine latente Umschaltung zwischen dem Aussagesubjekt und dem Aussageobjekt als das erweist, wodurch sich der Kafka'sche Text einer einwandfreien Axiomatisierung entzog, ja die einschlägigen, bis jetzt angewandten Kategorien verunsicherte, aber auch mehrfach den expliziten oder impliziten Vorwurf des Sadomasochismus einhandeln musste und sich zumindest nicht als eine belustigende einstufen ließ.

(1) Die Wirkungsweise des Apparats ließ sich zunächst entlang einer konkretisierten Deutung lesen, nämlich indem der minutiösen Beschreibung des Apparates als Gerät, aber auch – im wörtlichen Sinne – als Texterklärung Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Andererseits (2) wurde dem Wesen der in den Leib eingravierten Schrift nachgegangen, zumal sie eine Eigentümlichkeit darstellt: Der durch sie vermittelte Sinn offenbart sich dem „Empfänger“ durch seinen Körper nicht oder nicht direkt und sie stellt das Arabeske *per se* dar. (3) In dieser Perspektivierung – und im Vergleich zu den Körperbildern, die im 1. Kapitel bzw. anhand der Kusmitsch-Episode angerissen wurden – kommt dem Körper ein umgewandelter Stellenwert zu, der auch mit einer Macht- und Sprachkritik einhergeht. Indem weder Sprache noch Körper als vollwertig funktionierende Entitäten hingestellt werden und in ihrer mangelhaften Interaktion ein Zwischenbereich eröffnet wird, in dem das Gestische eine besondere Rolle spielt, wurde zuletzt gezeigt, wie Performativität und Remotivierung in diesem Kontext aufeinander wirken. Die Kafka'sche konstante Durchkreuzung von Referenz und Referenzentzug (im aktuellen Kontext das Spiel zwischen Abstraktem und Konkretem, zwischen Unsichtbarem und Veranschaulichtem usw.) orientiert sich auf die Erprobung von Grenzen, die in der *Strafkolonie* betont materiell-körperlich geprägt sind, zugleich fungiert sie als jener Faktor, der die Setzung jeglicher Hypostasierungen verhindert: Sobald nämlich eine bestimmte Kontrastfolie nicht als einwandfreie Oppositionseinheit entworfen werden kann, sondern in sich selber schon brüchig ist, oder wenn eine übergeordnete Instanz unentwegt ihre Schwächen und Inkonsistenzen enthüllt, so verliert sie als Kontroll- oder Machtelement ihre Aussage- und Vergleichbarkeitskraft. Das z. B., was sich zunächst als Schrift oder Text präsentiert, erweist sich als etwas, was bereits in seinen Grundbedingungen der

Schrift- oder Textfunktion beraubt ist, aber auch die Zuweisungen der Subjekt- und Objektfunktionen werden äußerst brüchig. Der Transfer an der Achse Passivität/Aktivität fungiert sowohl in der somatischen als auch in der sprachlichen Dimension als Eintritt in das *tertium datur*: Denn weder das Eine noch das Andere vermag es, sich oder sein Pendant zu behaupten oder zu eliminieren, wodurch sich ein Terrain eröffnet, das für das Experimentieren mit den Transformationsmöglichkeiten (u. a. mit der Remotivierung und auch der Remetaphorisierung) als geeignet erscheint. Das Konkretisieren von Phraseologismen, verblassten Metaphern, kanonisierten Begriffen und dergleichen scheint daher in Kafkas Erzählung nicht automatisch jenes Versprechen der Erkenntnis einzulösen, das von den Konzeptionen über die Potenzialitäten des künstlerischen Sprechens impliziert wurde. Die Ursprünglichkeit, die für eine (auch neuromantisch annehmbare) Unverdorbenheit der Sprache und der Erfahrung gebürgt hat, wird hier von ihrer Kehrseite präsentiert: Die Freiheit des Rekurses wird radikalisiert, indem das dadurch erzielte direkte leibliche Erlebnis auf ein Gegenüber transferiert wird oder eben vom Aussagesubjekt losgelöst auftritt. Dieses „Shifting“ dominiert den Kafka'schen Text in seiner Gesamtheit, ohne von einer mit dem Kusmitsch-Kapitel vergleichbaren Ironisierung zu zeugen.

Eine dritte Variante von Remotivierung ließ sich in **Musils** *Der Mann ohne Eigenschaften* nachvollziehen: (1) Das Remotivierungsverfahren, das ein grundsätzliches und rekurrerendes Element im Roman darstellt, geht hier mit einem Bildlichkeitseffekt einher, der zwar eng an die Gleichnispoetik Musils angebunden ist, hier jedoch im Kontext der erzielten Änderung von Wahrnehmung – auch in Anlehnung an die Šklovskij'sche Formel – angesprochen wurde. (2) Angesichts dieses Effektes und der Einsetzung von Somatismen wurde anschließend der Sonderfall der Romanfigur Moosbrugger herangezogen, der sich nicht so sehr in einer direkten und unhintergehbaren Relation zum sprachspielerisch-leiblichen Element der Remotivierung für eine narratologische oder linguistische (oder beide kombinierende) Betrachtung anbot (wie dies bei Kusmitsch oder beim Offizier der *Strafkolonie* auf der Hand lag), als vielmehr in seiner Eigenschaft, eben jene Extrempole veranschaulichen zu können, die weder einer pathologisierenden Lektüre noch einer Interpretation, die einen den Körper hypostasierenden Erkenntnismodus in den Vordergrund rücken möchte, hinreichend zuzuordnen waren. (3) Dies hing einerseits mit der Musil'schen Konzeption des „anderen Zustandes“ zusammen, andererseits war es auf der narrativen Ebene mit jenem Grundprinzip zu erklären, das jenseits der Ironisierungen weniger den wie auch immer gearteten Ausformungen von Erzähltechniken Relevanz zukommen ließ als vielmehr im Rahmen der essayistischen Aufarbeitung die inhaltlich-motivische Lesart zu begünstigen schien,

was wiederum erleichterte, zeitgenössische bzw. historische Anknüpfungspunkte aufzudecken.

Auf der Ebene der einzelnen wortspielerischen Elemente war folgendes zu beobachten: In einer befremdenden Disjunktion, gleichsam in einer mit dem Effekt des Unheimlichen einhergehenden Isolation wurde der Automatismus der visuellen Wahrnehmung mitsamt ihrer Semantiken aufgebrochen: Dies geschah allerdings nicht wie bei Šklovskij im Zeichen einer vor allem ästhetisch auszulotenden Konstellation, sondern mit der Betonung jenes gleichsam horroristischen und Unverständlichkeit stiftendes Effektes, der als Konsequenz einer derartigen Abnabelung der Phänomene von ihrem Kontext auftrat.

Nichtsdestoweniger fungierte jedoch die Dekontextualisierung einzelner Sememe gerade als Vehikel für eine Neueinbindung in ein weiteres Segment, die weniger der isolationistischen Beängstigung als vielmehr der Hervorkehrung der Neuwertigkeit oder aber der Ironisierung willen am Werk war. Das fortwährende Schweben zwischen Metaphorizität (oder in diesem Falle auch: Gleichnishaftigkeit) und Begrifflichkeit und ihr wechselseitiges Ausspielen, wie dies auch in den philosophisch-naturwissenschaftlichen Debatten der Jahrhundertwende thematisiert wurde, erwies sich als ein Gebiet, auf dem „an die Stelle der *Logik* des Begriffs die dichterische *Analogik* tritt, und die trügerische Identität des Wortes mit sich selbst durch die »gleitende Logik der Seele« ersetzt wird.“

Musils Nähe zu Mach oder sogar zum panlinguistischen Rationalismus eines Hlebnikov äußerte sich nicht zuletzt in der Attitüde, dass es sich hier nicht um eine radikale Verabschiedung einer terminologischen Sprache und einer dementsprechend konventionalisierten bzw. ökonomisierten Wahrnehmung ging, sondern um eine Konstellation, in der sich beide Sphären, die der Metapher und die des Begriffs gegenseitig produktiv machten, sie also in einer relativen Opposition auftraten, die zugleich zu einer relativierend wirkenden Opposition avancierte, indem sie beide ihre vermeintlichen Referenten als stets hinterfragbar vor Augen stellten. Innerhalb des Raumes des Sprachlich-Textuellen, sei es mit dem Anspruch der Authentizität oder des Imaginären entworfen, können nämlich Sinnzuordnungsgriffe beliebig variiert werden, d. h. eine Differenzierung von Wirklichem und Möglichem bzw. Wesentlichem und Belanglosem kann sich jederzeit als bloße Vorläufigkeit entpuppen.

Ähnliches gilt für die Kontrastierung von unterschiedlichen Ausprägungen des Körperlichen: Der Körper, sowohl der menschliche als auch der staatliche, erweist sich bei Musil als eine von Außen mit Disziplinierungs- und Kategorisierungszwängen versehene, auf Eindeutigkeiten hin dressierte Entität, die dementsprechend nicht mit dem im Einklang sein kann, was durch das als gestaltlos und heterogen postulierte Innere definiert sein sollte. Diese Konstellation jedoch, die auf dem ersten Blick wohl den Grund für einen Pessimismus à la Fritz Mauthner sichern könnte, wird auf ihre Potenzialitäten hin befragt und mündet in

die Option des „Dazwischen“, das mit Allusionen von Ernst Mach gleichermaßen utopisch die Konzeption des Essayismus, des „anderen Zustandes“ sowie des Gleichnisses charakterisiert. Das „Leben mit Interimsgrundsätzen“ beansprucht nicht das Finite zu liefern, sondern macht das Ich und das Umgebende in einem Übergangszustand schwebend erfahrbar. Der Versuch, diesen Interimszustand bildlich und sprachlich zu erfassen, lenkt die Aufmerksamkeit auf einen Diskurskonflikt, in dem der Anspruch, die Sprache oder aber das Bild aufzuheben, mit der Sprache und dem Visuellen selber konfrontiert wird. Die Formulierung „im wörtlichen Sinne“ scheint die bis dahin zur Sprache gebrachten Überzeugungen zu unterminieren. Dies wird jedoch durch die beschworene „Poetik des Gleichnisses“ und „Utopie des Essayismus“ überschrieben: Beide ruhen auf einem natürlichen „Mittelwert und Mittelzustand“, die „dem bald so, bald anders beschaffenen Ganzen“ Rechnung tragen, indem sie die Unstimmigkeiten zur Darstellung zu bringen vermögen. Es handelt sich nämlich nicht um einen Endzustand, sondern um eine – mit Manfred Mosers Worten – „radikal konstruktivistische“ Weltordnung und eine „aufs Leben angewandte[...] analytische[...] Technik“, die den „anderen Zustand“ stets als einen Anfang und nicht als ein Ziel einschätzt. Dementsprechend fungiert das Gleichnis als „Erkenntnismedium“ dieses Zustandes, das „Ganzheitserlebnisse und -erfahrungen ahnbar macht.“ Denn in seiner bewussten „Künstlichkeit“ und seinem gleitenden Charakter bewirken die Gleichnisse, dass zwischen Wörtlichkeit und Figürlichkeit eine Übergangszone errichtet wird, in der unverbindliche und hypostasefreie Aussagen gemacht werden können. Der Drang nach der Verkörperung von Semantiken, ihrer einwandfreien Visualisierung und leiblichen Aneignung erweist sich im Lichte des Unterschieds zum Gleichnis als eine trügerische Synthese, die letztendlich das Scheitern beider Erfahrungsmodi einleitet. Im Gleichnis wird indessen ein Freiraum gewährt, der nicht nur den Übergängen eine Sphäre für Erscheinung anbietet, sondern auch der Sprachlosigkeit mithilfe der Sprache Rechnung trägt.

Die Wörtlichkeitsstrategie mit ihrer Verkörperlichungstendenz, die noch in den Besprechungen des Remotivierungsverfahrens über eine positive Funktion verfügte, und die in der Figur Moosbruggers repräsentiert erscheint, entpuppte sich hier als eine nicht dynamisierbare Einstellung, als eine gegenüber der Begrifflichkeit variierte Festschreibung, deren Ablösung durch den Gleichnischarakter des Sprechens und jeglichen Repräsentierens gesichert werden konnte. Die Funktion der Wörtlichkeit und damit auch die der Remotivierung also, die zunächst als eine Art Eintrittskarte in den „anderen Zustand“ erscheint, muss an die eigenen Grenzen des Betrugs sowie an die des Körpers stoßen, ohne die Hoffnung des gleichnishaften Sprechens, die „Mauer der Sprache“ (und somit des Körpers) verrücken zu können. An diesem Punkt scheint denn auch das Musil'sche Konzept dem Postulat Machs „alles fließt“ volles Recht zuzusprechen, ohne die

Produktivität der Bestandsaufnahme Machs anzuzweifeln, ja es als „Gleichnis für die menschliche Inkongruenz an sich“ fruchtbar zu machen.

(3)

Im Abschlusskapitel wurde letztlich der Versuch unternommen, sowohl die Textanalysen wie auch die sprachkritischen und literaturtheoretischen Diskussionen der Jahrhundertwende in einen breiteren Kontext einzubinden.

Die Neu-Referenzialisierung oder (Re)Aktualisierung des Wortes in weitem Sinne – sei es als phonetische Einheit oder als phraseologische Entität – bot sich an, durch drei Fragenkomplexe angegangen zu werden:

(1) Erstens war dies die Frage nach der direkten und indirekten sprachlichen Benennung, wie auch die nach der Vermittlung der Wahrnehmung, nach der Wahrnehmbarkeit des Zeichens selbst. In diesem Zusammenhang und vor der Diskussion der gegenwärtigen Positionen erwies es sich als relevant, auch auf Platon zurückzugreifen, denn vor dem Hintergrund seines Dialoges *Kratylos* konnten die Fragen der unmittelbaren sprachlichen Bezeichnung und ihrer physiologischen Fundierung in ihrer Traditionsherkunft nachgezeichnet werden. Daran anknüpfend wurde Vicos Sprachkonzept skizziert, in dem wiederum der direkte Benennungsakt im Mittelpunkt steht, wobei die Akzente verlagert zu sein scheinen, da Vico unter dem Begriff der hieroglyphischen Sprache nicht mehr wie Platon das Auditiv-Sinnliche, sondern das Visuell-Sinnliche des Bezeichnens in den Vordergrund stellt. Die diesbezügliche Lektüre konzentrierte sich auf einen bestimmten Aspekt der beiden Sprachkonzeptionen, mit dem sich die Fachliteratur sehr oft nicht oder bloß am Rande auseinandersetzt: Der Benennungsakt wird in diesen beiden Kontexten vor allem als ein physiologisch fundierter Prozess aufgefasst, wobei dem Körper und seinen Abbildungs- bzw.

Nachahmungsfähigkeiten eine ausschlaggebende Rolle zukommt. Hinsichtlich der Vorgänge im literarischen Remotivierungsprozess erwiesen sich die Gedanken Platons und Vicos im Folgenden als relevant: Indem das (extrem) verfestigte Zeichen seiner konventionalisierten Semantik beraubt und auf seinen motivierten Ursprung zurückgeführt wird, wird einerseits der Materialcharakter des Zeichens hervorgekehrt. Andererseits handelt es sich um Phraseologismen, die auf einer mehrfachen bildlich-metaphorischen, aber nicht mehr als solche erkennbaren Übertragung ruhen, wodurch selbst der Bildcharakter ins Schwanken gebracht wird. Indem aber – drittens – die Remotivierung als ein Vehikel der Handlung und der neuen Bildschöpfung in den literarischen Text eingesetzt wird, wobei der Körpermetaphorik und überhaupt der körperlichen Wahrnehmung eine entscheidende Rolle zukommt, so lässt sich dieser komplexe Prozess mit dem Abbilden durch hieroglyphische Zeichen bzw. mit den Charakteristika der physiologisch bestimmten ersten Lauterzeugungen in Beziehung setzen. Die Frage der Übereinstimmung des Zeichens und des Bezeichneten, wie sie durch den

menschlichen Körper gesichert wird, bzw. im Allgemeinen das Problem der unmittelbaren Entsprechung von Bild und Dargestelltem lässt als begründet erscheinen, das Phänomen der Hieroglyphen in seinen weiteren Facetten mit Blick auf den Begriff des Ikons ins Auge zu fassen.

(2) Daher mussten die körperliche Bedingtheit und insbesondere der gestische Charakter des Spracherzeugens in den Vordergrund rücken, wobei erörtert wurde, inwieweit die Hieroglyphe begrifflich das zu erfassen imstande ist, was im Laufe des Remotivierungsverfahrens mit dem Zeichencharakter des Wortes geschieht bzw. in welchem Sinne sich der Begriff der Ikonizität auf dieses Phänomen anwenden lässt. Der auch in den Sprachwissenschaften neu diskutierte gestische Ursprung der Sprache und die Beschaffenheit der Gebärdensprache(n) konnten einige Einsichten in diesen Gedankenkomplex anbieten. Was in diesem Zusammenhang aus den Überlegungen zum Phänomen der Hieroglyphen und der Ikonizität grundsätzlich zu destillieren war, waren diejenigen konzeptuellen Elemente, die diese Zeichen in ein synthetisches und ein ausgeprägtes erzähltheoretisches Verhältnis zwischen Bild/Ikonizität, Körper/Gebärde und Laut rückten: Wird nämlich das hieroglyphische Zeichen als ein semantisches Ablagerungsterrain aufgefasst, in dem durch eine mehrstufige Kodierung und Dekodierung die Komprimierung des Gestischen, des Sprachlich-Lautlichen sowie des *plot*-Artigen nachvollziehbar ist, so lässt sich diese Einsicht für das Remotivierungsverfahren insofern produktiv machen, dass der literarische Text gleichsam als eine Hieroglyphe zu funktionieren scheint, in dessen Kern gerade das Grundprinzip der Verkörperung von Bedeutung verwurzelt ist. In diesem Sinne lassen sich aber die Materialität des Zeichens und die Körperlichkeit unter dem Begriff der Ikonizität beinahe restlos ineinander verschränken, wie er in einschlägigen linguistischen Analysen ausformuliert wird, in denen eine Parallelität der ontogenetischen und der phylogenetischen Entwicklung für eine Isomorphie von Form und Inhalt als Postulat aufscheint. Gleiches gilt für einen reduzierten Mimesisbegriff, der v. a. in Walter Benjamins sprachtheoretischen Aufsätzen zum Vorschein kommt. All diese Fragen setzen sich jedoch mit Sprache als einem vor allem kognitiv-kommunikativen, „alltäglichen“ Instrumentarium auseinander, während das Remotivierungsverfahren, wie es in den literarischen Texten realisiert ist, auch eine komplexere diskursive Ebene umfasst.

(3) Hier wird es nämlich als ein grundlegendes textorganisierendes und narratives Element eingesetzt, wobei der Sprache bzw. den remotivierten semantischen Einheiten eine Funktion zukommt, die einerseits entlang eines Begriffsinstrumentariums aus einschlägigen slawistischen Arbeiten zum Thema, andererseits aber mit dem Begriff des Performativen umschreiben lässt, der der somatischen Komponente des Remotivierungsverfahrens akzentuierter Rechnung trägt. Während aus sprachtheoretischer, durch Austin geprägter Sicht die Performanz nicht mit einem eindeutig körperlichem Handeln einhergeht, sondern durch die sprachliche Äußerung selbst eine abstrakte Befindlichkeit gleichsam in die

Welt gesetzt wird (s. Taufe, Eheschließung, Versprechen), bürgt die begriffliche Transformation lediglich (oder in einer Umkehrung vielleicht sogar) für die Erfassung des mimetischen Abbildens dieses Sprechens.

Ein Analyseverfahren, das in Aage Hansen-Löves Aufsätzen zum Zuge kommt, erwies sich gewissermaßen als ein narratologisch orientiertes Bindeglied zwischen jenen Erörterungen, die hinsichtlich der Performativität, der Ikonizität und der Mimesis Einsichten in die Aufarbeitung der Remotivierung angeboten haben und jenen linguistischen Konzeptualisierungen, die im Kapitel 1 dargestellt wurden. In Hansen-Löves Ansatz sind grundlegende Komponenten sowohl in dem, was den Verlust der Figürlichkeit und die Funktion der Wörtlichkeit mit ihrem „konkret-dinglichen“ Bezug betrifft, als auch in dem, was in den Textanalysen unter der Feststellung eines *plot-* (oder hier *sujet-*)organisierenden Charakters der Remotivierung zusammengefasst worden ist, wie auch in der Anmerkung zur präsentischen Eigenschaft dieses Vollzugs angesprochen und terminologisch erfasst worden. In dieser typologischen und zu sehr vom strukturalistischen Gedankengut belasteten Annäherung erwiesen sich jedoch zwei Aspekte als Desiderate: Erstens werden jene Relativierungstechniken ausgeblendet, die gerade aus der Sicht der Narrativik weitreichend zum Zuge kommen können, und deren konkrete Einsetzung besonders in Kafkas und Musils Fall, aber auch in einer schwächeren Form bei Rilke nachvollziehbar war. Das zweite Desiderat war darin zu erblicken, dass – und dies erscheint mir gewissermaßen verblüffender und von größerer Relevanz – eben jene phraseologischen Einheiten außer Acht bleiben oder einfach nicht thematisiert werden, die doch auch in den russischsprachigen literarischen Belegen (und sogar wahrscheinlich universell) von Somatismen geprägt sind, und die bereits inhaltlich-semantisch nahe legen, die Frage nach der körperlichen Bedingtheit und nach dem performativen Charakter der Metaphernrealisierungen bzw. der Entfaltungen von semantischen Figuren zu stellen.

So sehr also die Ausführungen anhand einer verengten Performativitätsthese, die die Selbstbezüglichkeit und das Sprechen als (auch körperliches) Handeln postuliert, und ein Begriffsinstrumentarium, wie es paradigmatisch bei Aage Hansen-Löve nachvollzogen wurde, auch schlüssig und für eine Textanalyse ertragreich zu sein vermögen, scheinen sie lediglich ein partikulares Segment des beobachteten Phänomens „beim Namen nennen“ zu können. Die eine, weil sie eine rein thematisch-inhaltliche Dimension umzuschreiben vermag, während die andere sich ausgesprochen auf die formal-strukturelle Ebene konzentriert. In einer oder anderen Form kann Ähnliches von einer onomatopoetischen Zugangsweise, von einer Analyse bezüglich des Hieroglyphischen und des Ikonischen, aber auch von der Akzentuierung des Mimetisch-Gebärdenhaften behauptet werden: Sie scheinen nämlich jeweils Aporien zu enthalten, die lediglich im Lichte der konkreten Textanalysen zu Tage treten.

Die Grundannahme der Arbeit bestand also darin, dass für die wortspielerischen Elemente, auf denen die drei ausgewählten Textbeispiele basieren, die philosophischen bzw. poetologischen und sprachtheoretischen Überlegungen um 1900 ein annäherndes Interpretationsmuster zu liefern imstande sind. Mit der Hinterfragung der Sprache (Paradebeispiel: Mauthner), mit der Neudefinition des wahrnehmenden Subjekts (Ernst Mach) und des körperlichen Erlebens (Friedrich Nietzsche) sowie mit einer Neusituierung der „Wortkunst“ (à la Potebnja, Šklovskij, Belyj und Hlebnikov) wären gedankliche Elemente bereitgestellt gewesen, mithilfe derer das Kusmitsch-Kapitel Rilkes, die *Strafkolonie* Kafkas bzw. der Fall Moosbrugger in Musils Roman in die zeitgenössischen Debatten um die genannten Themenbereiche hätten integriert werden können. Auch das historisch vor- und zurückgreifende Skizzieren des Umfeldes der Fragestellung, indem anhand unterschiedlicher diskursiver Ansätze (wie die Platon'sche Instrumentalisierung der Lautnachahmung, die geschichtsphilosophisch eingebettete Hieroglyphensprache Vicos sowie die an sie anschließenden gegenwärtige Theoretisierungen, die linguistisch geprägte Ikonizitätsdebatte sowie eine einschlägige Mimesis- und Performanzinterpretation) das Remotivierungsverfahren von anderen möglichen Seiten beleuchtet wurde, hätte der Sicherung einer Verifikationsgrundlage dienen sollen.

Was sich indessen ergab, scheint vielmehr eine „Geschichte des partiellen Scheiterns“ zu sein: Auch wenn beispielsweise Nietzsches dionysisches Prinzip oder das Primat der haptischen oder der ganzheitlich-körperlichen Wahrnehmung, oder aber die ursprüngliche metaphorische Verwurzelung von Sprache und Kognition stellenweise für griffige Argumente sorgten, musste erkannt werden, dass ein wie auch immer differenzierter begrifflicher Zugang die konkreten Textbeispiele nur lückenhaft zu erfassen vermag.

Ob dieses partielle Scheitern auf die Rechnung des dehistorisierenden Blickpunkts und einer eher formalästhetisch definierbaren Zugangsweise bzw. eines „Basismythos der Theorie des Mentalen“ und der Setzung einer „prämediale[n] Sprache des Denkens“ geht, wie diese in einer Kritik der gegenwärtigen Medientheorien von Ludwig Jäger als Einspruchsgründe gegen eine transzendierende Tendenz ins Spiel gebracht wurden, kann mit vollem Recht gefragt werden: Denn eine Arbeitshypothese, die von einer anthropologischen Konstante der nachahmenden Spracherzeugung und ihrer Rückführbarkeit auf das Gestisch-Körperliche ausgeht, blendet einerseits gewisse soziale und geschichtliche Dimensionen notgedrungen aus, andererseits neigt sie gerade wegen dieses Umstandes zu einem universalisierenden Erklärungsmuster. Diese Einwände können dennoch m. E. das Dilemma nicht aufheben: Die Texte Rilkes, Kafkas und Musils können sich nämlich immer nur fragmentarisch einer einspurigen Lektüre anpassen – sei sie aus der Sicht einer medialisierten Welt, der Metropole um die

Jahrhundertwende, des Ernst Mach'schen Empirio-kritizismus oder eben aus der der Kolonialpolitik angestellt. Sie vermögen dagegen – freilich in unterschiedlichem Maß – einer Kontingenz Geltung zu verschaffen, indem sie sich gegen solche Festlegungen auflehnen.

5. Einschlägige Publikationen

Beiträge

1. Die Körperbewegungen des Schriftzeichens. Überlegungen zur performativen Sinngebung anhand ausgewählter Texte der Wiener Gruppe. In: Hammer, Erika; Sándorfi, Edina: „Der Rest ist – Staunen“. Literatur und Performativität. Wien: Praesens, 2006 [Pécsér Studien zur Germanistik; 1], 199-216.
2. Warum Musil in Bernhard Waldenfels' Phänomenologie des Fremden? In: http://www.inst.at/trans/16Nr/07_3/teller16.htm 2006.
3. Affinitäten der Sprachtheorien Benjamins und Pavel Florenskijs. Ein cursorischer Überblick. In: Kerekes, Amália; Pethes, Nicolas; Plener, Peter (Hgg.): Archiv – Zitat – Nachleben. Die Medien bei Walter Benjamin und das Medium Benjamin. Frankfurt am Main; Berlin; Bern et al.: Peter Lang 2005 [Budapester Studien zur Literaturwissenschaft; 7], 37-55.
4. „alles ausbeurt der sprache“. Ästhetisierte Gewalt bei Oswald Wiener? In: *Jahrbuch der ungarischen Germanistik 2005*, 66-76.
5. Netzhaut. Verflechtungen von Wahrnehmungsmustern in der Großstadt. Zu Andrej Belyjs *Petersburg* und Ingo Schulzes *33 Augenblicke des Glücks*. www.kakanien.ac.at/beitr/ncs/KTeller1.pdf 2004
6. (mit Amália Kerekes und Magdolna Orosz) Nachdenken über Sprache und Sprachlichkeit in der Kultur und Literatur des Jahrhundertwende. In: *Semiotische Berichte* 1-4/2003, 61-74
7. „Nicht nur die Sprache denkt uns vor“. Remotivierung und Visualisierung des sprachlichen Zeichens in Rilkes *Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge*. In: Orosz, Magdolna; Hárs, Endre (Hgg.): Verflechtungsfiguren. Intertextualität und Intermedialität in der Kultur Österreich-Ungarns. Frankfurt am Main: Peter Lang, 2003 [Budapester Studien zur Literaturwissenschaft; 3], 69-78
8. Erkenntnistheoretische Probleme. Einleitung. In: „...und die Worte rollen von ihren Fäden fort...“ Sprache, Sprachlichkeit, Sprachprobleme in der österreichischen und ungarischen Literatur und Kultur der Jahrhundertwende – „...s fonaluktól messze szavak peregnek-hullnak...“ Nyelv, nyelviség, nyelvi problémák a századforduló osztrák és magyar irodalmában és kultúrájában. ELTE-Chrestomatia 13 [Zweisprachig]. Hrsg. von M. Orosz, A. Kerekes und K.T. Budapest, 2002, 13-22 [deutsch], 23-32 [ungarisch]. Auch in: www.kakanien.ac.at/beitr/KTeller1.pdf
9. Otvzvuky koncepcii poétičeskogo jazyka A. Belogo i V. Hlebnikova i v rannih teoretičeskijh stat'jah Borisa Pasternaka [Nachklänge der Konzeptionen der poetischen Sprache Andrej Belyjs és Velimir Chlebnikovs in den frühen theroretischen Schriften von Boris Pasternak]. In: *Studia Russica* XIX/2001, S. 363-383.

Herausgeberschaften

1. Kerekes Amália; Teller Katalin: Váltó- és keresztkapcsolások. A tudásközvetítés folyamatai a két világháború közötti magyar és német nyelvű kultúrában. Budapest: Gondolat 2006. [Mű-helyek; 3]
2. Kerekes Amália, Peter Plener, Teller Katalin (Hgg.): A perem felől. Emergenciák és médiakonfigurációk 1900/2000. Budapest: Gondolat, 2006 [Mű-helyek; 1]
3. Kerekes Amália; Orosz Magdolna; Teller Katalin (Hgg.): „Remegő himnusz tudjisten, mire”. Válogatás Hugo von Hofmannsthal és a bécsi századforduló publicisztikájából. Budapest: Gondolat 2005.
4. Kerekes, Amália; Millner, Alexandra; Orosz, Magdolna; Teller, Katalin (Hgg.): Mehr oder Weininger. Eine Textoffensive aus Österreich/Ungarn. Wien: Braumüller 2005.
5. Kindt, Tom; Teller, Katalin (Hgg.): Narratologie interkulturell: Studien zu interkulturellen Konstellationen in der deutschsprachigen und ungarischen Literatur 1880-1930 Frankfurt am Main; Berlin; Bern et al.: Peter Lang 2005 [Budapester Studien zur Literaturwissenschaft; 6]
6. Kerekes Amália; Orosz Magdolna; Teller Katalin (Hgg.): „...und die Worte rollen von ihren Fäden fort...” Sprache, Sprachlichkeit, Sprachprobleme in der österreichischen und ungarischen Literatur und Kultur der Jahrhundertwende – „...s fonaluktól messze szavak peregnek-hullnak...” Nyelv, nyelviség, nyelvi problémák a századforduló osztrák és magyar irodalmában és kultúrájában. [Zweisprachig]. Budapest: ELTE 2002 [ELTE-Chrestomatie 13]

